

Erinnerungen aus meinen Missionstagen

Von † P. Willibald Steffen O. M. Cap.
ehemals Apostolischer Missionär in Küstendje und
Karámurat (Rumänien)

Herausgegeben von P. Dr. Adelhelm Jann O. M. Cap., Professor

(Fortsetzung)

Anderen Tags ging das Fuhrwerk von Haus zu Haus. Da zeigte es sich, daß meine Anregung mit wahrer Begeisterung aufgenommen worden war. Der Opponent hatte beinahe am meisten gegeben. Ich hatte auf meiner Diele am Abend für einige hundert Franken Getreide verschiedener Art. Das machte im nächsten Herbst etwa tausend Franken. Mein Vorschlag mag für hiesige Verhältnisse beinahe als Wucher erscheinen. Fünfzig Prozent! Dem ist aber nicht so. Im Herbst wird die Frucht gering angeschlagen. Das Land ist überaus fruchtbar. Wenn der Bauer im Frühjahr nur den Samen für die Aussaat hat, so macht er im Herbst eine sehr gute Ernte. Am meisten gaben die Armen. „Jetzt haben wir im Frühling Saatgut.“ Das war also der erste Baustein zur jetzigen großen und schönen Kirche.

13. Firmung und Visitation

Im Frühjahr 1882 hatte der Apost. Präfekt Philipp von Bologna aus Alters- und Gesundheitsrücksichten der Congregatio de Fide Propaganda seine Demission eingereicht. Für den wohlverdienten Mann wurde P. Eugenius von Modica (Sizilien) gewählt, der bisher Missionär und Professor in Trebisonda war. Von da an wurde ich wieder P. Willibaldo genannt. Die italienischen Mitbrüder hatten bezüglich Zungenfertigkeit inzwischen solche Fortschritte gemacht, daß sie sogar meinen Namen aussprechen konnten. Im September kam die Nachricht, daß M. R. P. Eugenius zur Firmung komme. Schnell unterrichtete ich noch meine Firmlinge, junge und ältere. Als abends der Präfekt einrückte, wollte er es mir zum Vorwurfe machen, daß ich ihn in Küstendje nicht persönlich abgeholt habe. Ich erwiderte: „Vorgestern abend erhielt ich Ihre Anzeige von der Spendung der heiligen Firmung. Bei uns in der Schweiz wird dieses heilige Sakrament so hoch geachtet, daß man sich darauf gehörig vorbereitet. Ich erachtete es als meine Pflicht, gestern und heute zu unterrichten. Zudem habe ich heute Nachmittag Firmlinge und Paten beichtgehört. Das war meine Pflicht. Sie werden mich also gütigst entschuldigen“. Am Sonntagmorgen teilte ich dem Apostol. Präfekten mit: „Heute ist die Ordnung folgende: zuerst Asperges, dann Amt bis zum Credo. Vor dem Credo halte ich eine kleine Predigt“. „Was Predigt? warum Predigt?“ „Padre Prefetto! Ich halte eine Predigt zur Belehrung und Erbauung der Firmlinge und der ganzen Gemeinde. Das ist deutsche Pastoration.“ „Ja, meinetswegen!“

Also wurde Predigt und Amt und dann Firmung gehalten. Nach dem sehr einfachen Mittagessen sagte ich zum P. Präfekten: „Wenn Sie ein wenig Siesta halten wollen, so ist jetzt Zeit dazu. Um 2 Uhr ist Vesper.“ „Was Vesper? Wollen Sie denn hier eine Cathedrale errichten?“ — „Nein, das nicht, aber pastorieren, wie man es in meiner Heimat tut. Wären Sie nicht hier, so hätte ich um 1 Uhr auch Christenlehre für die Erwachsenen gehalten, was alle Sonntage ohne Ausnahme geschieht“. Nun fügte er sich ins Unvermeidliche. Am Nachmittag machte er mir dann die Mitteilung, daß diese Mission und auch die anderen in Europa aufgegeben werden. Die Präfektur werde nur mehr die Missionen in Kleinasien und Armenien behalten. Die Regierung von Rumänien verlange, daß in Zukunft alle Priester unter dem Bischof von Bukarest stehen. Dieses Bistum werde in ein Erzbistum verwandelt und sich über das ganze Reich erstrecken. Er werde mich nach Trapezunt berufen und dort zum Pfarrer machen. Am Montag reiste P. Präfekt ab und begab sich zur Firmung nach Küstendje. Da befahl er mir, ich müsse nachmittags auch nach Küstendje kommen und bei der Firmung wieder die Predigt halten wie hier. Zur Firmung hatte P. Präfekt ein neues schönes Pluviale mitgebracht. Ich hatte schon geheime Freude, es in Empfang nehmen zu dürfen, denn das bisherige war alt und mißfarbig, weder gelb noch grün. Zu meiner nicht gar freudigen Überraschung nahm P. Präfekt das Pluviale wieder mit sich und schenkte es der Kirche in Küstendje, die schon gut ausgerüstet war. Da war es doch klar am Tage, daß man für meine gute deutsche Pfarrei und für mich nichts tun wolle. Meine Rechnung, die visiert wurde, hatte mit einem Defizit geschlossen; dessenungeachtet erhielt ich auch nicht einen roten Rappen. Ich bin überzeugt, daß im Missionsbericht an die Propaganda meine Station ganz besonders genannt wurde, um einen größeren Beitrag herauszuziehen, aber ich bekam nichts, gar nichts. Im Sommer hatte man mir von Trapezunt aus ohne mein Verlangen Tuch für einen Habit gesandt. Es war so rotbraun, daß ich dachte: Das haben sie in Trapezunt nicht brauchen wollen. Dabei war ein Briefchen des Apost. Präfekten mit der Weisung, ich habe dafür vierzig hl. Messen zu applizieren. Das machte für mich einen Ausfall von achtzig Franken, denn das Messtipendium war von Konstantinopel aus auf zwei Franken bestimmt worden. Eine schöne Unterstützung eines Missionärs, der am Hungertuch nagte! Ladri!

14. *Nach der Visitation*

Nicht lange nach der Visitation gab es eine Mutation. Der alte gute P. Vittorino von Firenze wurde nach Trapezunt mutiert und für ihn trat der tüchtige, tatkräftige P. Basilio da Barco ein. P. Vittorino aber wollte nicht mehr nach Trapezunt gehen, sondern verlangte von Rom eine Obedienz nach der Provinz. Er erhielt sie und berichtete in Rom über die Zustände

in unserer Präfektur. Dort wurde er beredet, wieder in die Mission von Trapezunt zu gehen. Er mochte wohl in seiner Provinz die Erfahrung gemacht haben, daß er dort überflüssig sei und daß er auch nicht mehr recht dorthin passe, nachdem er sein ganzes Kapuzinerleben in der Mission zugebracht und liebgewonnene Lebensgewohnheiten angenommen hatte. Er kehrte nach Trapezunt zurück, wo er auch starb. Offenbar hatte er in Rom scharfen Bericht erstattet, denn der Apostol. Präfekt erhielt von dort aus eine gewaltige Reprimanda. P. Basilio da Barco, der neue Pfarrer von Küstendje, war ein tüchtiger Mann, der in kurzer Zeit die Liebe der kleinen Pfarrgemeinde sich erwarb. Er war im Distrikt von Trapezunt auf mehreren Posten tätig gewesen. Zweimal war er auch Pfarrer in Erzerum. Ein gründlicher Kenner der dortigen Verhältnisse. Die türkische Sprache beherrschte er perfekt. In Erzerum vertrat er mehrmals katholische Parteien vor Gericht und gewann allemal den Streit. Die Richter selbst lobten ihn ob seiner Kenntnis der türkischen Sprache. Wer ihn nicht näher kannte, glaubte im ersten Augenblick, an ihm soldatisches Wesen zu erblicken; im Grunde war er eine kindlich fromme Seele. Gegen mich war er ein wahrer Vater, bei dem ich gerne Rat holte. Mit der Art meiner Pastoration war er vollständig einverstanden. Er war viel weitblickender, als sonst die Italiener sind.

15. *Herkunft meiner Pfarrkinder*

Nun ist es an der Zeit, auch etwas von meinen Pfarrkindern zu sagen. Dieselben kamen aus Bessarabien und waren ein Gemisch von Deutschen und Polen. Unter Katharina II. waren sie aus Deutschland (namentlich aus Bayern) und Polen eingewandert. Sie hatten bis nach dem Sturz Napoleons III. eine eigene Verfassung, die sie von den Pflichten der übrigen Bewohner Rußlands vorteilhaft ausnahm. Namentlich waren sie der Militärpflicht enthoben. Der König oder später Kaiser von Frankreich war der verfassungsgemäße Protektor der Kolonisten in Russisch-Bessarabien. Nach dem Sturze Napoleons III. wurde die Verfassung aufgehoben und die deutschen Kolonisten wurden den übrigen Russen gleichgestellt. Als die Vorväter unter Katharina II. nach Bessarabien kamen, war ihnen die freie Ausübung ihrer Religion gewährleistet. Die Deutschen taten sich je nach ihrer Religion in katholische oder protestantische Dörfer zusammen. Die Vorväter meiner Pfarrkinder gründeten das grosse Dorf Krasna. Die Regierung gab ihnen einen reichlichen Teil Kornland zur Anpflanzung. Es ging alles gut. Nur eines mangelte: ein katholischer Geistlicher. Da die Bewohner von Krasna vernahmen, daß in einem entfernten Dorf ein katholischer Geistlicher sei, beschlossen sie, einige Männer dorthin zu senden, um zu forschen, ob es wirklich ein katholischer Geistlicher sei und ihn unter Umständen für die Gemeinde zu gewinnen. Die Deputation kehrte zurück mit dem Berichte: Wir können den Mann nicht brauchen,

denn er predigt gegen die Mutter Gottes. (Vermutlich war es der Illuminat Martin Boos aus Bayern, der sich in jener Zeit dort aufhielt. Vide Brück, Kirchengesch.) * Einen Geistlichen wollten die Krasnaer haben. Sie sandten deshalb zwei Männer zum kathol. Bischof von Saratow (sprich: Sáratoff). Dieser, ein alter Herr, nahm die Männer gut auf, hörte ihren Bericht und ihre Bitte gnädig an, umarmte sie vor Freuden und sprach dann unter Tränen der Rührung: „Meine Kinder! Wie froh bin ich, daß Ihr zu mir gekommen seid. Jenen Geistlichen, von dem Ihr mir gesprochen, kenne ich nicht. Es ist nicht einer von meinen Geistlichen. Kehret nur getrost nach Krasna zurück. Ihr müsst einen Geistlichen haben“. Zwei Tage nach ihrer Rückkehr traf denn auch schon der vom Bischof gesandte Pfarrer ein. Fortan immer ein Pfarrer!

Als die Verfassung der Kolonisten aufgehoben wurde, wurde den Kolonisten freigestellt, die russischen Rechte und Pflichten anzunehmen oder auszuwandern. Meine Pfarrkinder verstanden sich zu letzterem. Drei Familien Ruschainsky begaben sich nach dem Hl. Land, um dort sich um Land umzuschauen und eine Kolonie zu gründen. Da die Verhältnisse nicht günstig waren, und die übrigen Familien, die sich bereits in der damals türkischen Dobrudscha angesiedelt hatten, nicht nachfolgen wollten, so kehrten auch die Ruschainsky mit ihren Familien wieder zurück und siedelten sich ebenfalls in der Dobrudscha, in einem Dorfe bei Tulcea, in Malcoci an. Dort hatten sie einen Geistlichen. Da aber die dortigen deutschen Ansiedler religiös etwas leicht waren, kamen sie nach Taschaúl, eine gute Stunde südöstlich von Karámurat. Dort brach aber eine verheerende Seuche aus, vielleicht das Fleckfieber, welche die nicht zahlreiche Bevölkerung zur Hälfte dahinraffte. Das Trinkwasser war schlecht. So waren die Deutschen gezwungen, etwas weiter zu ziehen und kamen nach dem gesunden Karámurat. Kaum aber hatten sie sich eingerichtet, so brach der russisch-türkische Krieg aus, der ihnen Haus und Habe raubte und ihnen mitten im Winter nichts mehr ließ, als das Hemd. Die reicheren Bewohner von Küstendje liessen ihnen Kleider und Viktualien zukommen, daß sie nicht vor Hunger und Kälte zugrunde gingen.

16. Wirtschaftliche Verhältnisse

Wenn meine Pfarrkinder arm waren, so war das Land nicht schuld daran, denn die Dobrudscha ist ein sehr fruchtbares Land und namentlich Karámurat ist eine sehr fruchtbare Gemeinde. Allerdings kann es wegen Mangel an Regen auch Mißjahre geben. Das erste Jahr, wo ich mich dort aufhielt, war ein sehr fruchtbares; das Getreide aller Art kam in aller Fülle aus dem Boden heraus. Im zweiten Jahr gab es keinen ein-

* *Heinrich Brück*, Geschichte der kathol. Kirche in Deutschland im 19. Jahrh., I. Bd. S. 449—459, Mainz 1887.

zigen ergiebigen Regen in unserer Gemeinde. Infolgedessen blieb alles im Wachstum zurück. Das Gras wurde kaum 0,15 m hoch, die Gerste, Ähre eingerechnet, etwa 0,25 m. — Im Winter ist das Klima wegen des Nordwindes sehr rauh; im Sommer sehr warm. Die Leute waren sehr arm, weil ihnen alles geraubt worden war. Nach dem Krieg war die Dobrudscha rumänisch geworden. Die Einwohner wurden gut behandelt, so daß man hoffen konnte, die Leute werden bei fleißiger Arbeit in kurzer Zeit sich zum Wohlstand erheben. Im Jahre 1882 wurde ein Gesetz erlassen, wonach die Kolonisten unter günstigen Bedingungen sich Grundbesitz erwerben konnten, was vorher nicht der Fall war. Die Karámurater haben sich durch Fleiß und Geschick auch wirklich zu großem Wohlstand erhoben, wie mir Se. Excellenz Erzbischof Raymund Netzhammer mündlich mitteilte. Einer der Gebrüder Ruschinsky ist sogar Millionär geworden. Sie besitzen eine eigene Schule und eine große, herrliche Kirche, wie ich es geplant hatte, aber wegen Aufgabe und anderer Einteilung der Mission nicht ausführen konnte. Die schönste Mission im Orient ist uns durch diese Neueinteilung entrissen worden, eine Mission, für welche in Zeiten der Not der Apost. Präfekt von Trapezunt nicht einen Rappen zur Verfügung hatte.

17. Religiöse Verhältnisse

Die Vorväter der Karámurater waren offenbar gläubige Katholiken, die es mit ihrer Religion ernst nahmen. Haben sie doch keine Mühe gescheut, um einen kathol. Geistlichen zu bekommen. Leider waren die Pfarrer in Krasna nicht alle Heilige. Es gab da Männer, die durch Schwachheit, andere, die aus Bosheit und Unglauben am Untergange ihrer Pfarrei arbeiteten. Es kamen auch im 19. Jahrhundert Sachen vor, die ich nicht niederzuschreiben wage, obwohl sie mir von der ganzen Gemeinde bestätigt wurden. Die Leute sagten mir oft: „Hier in Karámurat ist es ganz anders als in Rußland. Hier haben die Geistlichen Sorge um uns, damit wir nicht in ein schlimmes Leben verfallen; in Krasna mußten wir dafür sorgen, daß die Geistlichen nicht einem Luderleben verfallen“. Die Laien haben also das Möglichste getan, um ihre „Hirten“ vor dem vollen Verderben zu bewahren. Einer der letzten Pfarrer hieß Wolf, und war es auch in der Tat. Er war zusammengesetzt aus Bosheit und Unglauben. Trotzdem blieben die Leute brav und gut katholisch. Auch das Beispiel der übrigen deutschen Gemeinden in Bessarabien vermochte die Bewohner von Krasna nicht auf böse Wege zu bringen, obwohl es dort ganz laue, dem Indifferentismus verfallene, früher gut katholische, und dann eine Menge protestantischer Gemeinden gab. Nie hat eine gemischte Ehe stattgefunden, nie gab es eine gemischte Bekanntschaft, obwohl Katholiken und Protestanten mit einander in reger Verbindung standen. Nur im Empfange der heiligen

Sakramente waren sie saumselig, denn sie waren immer nur gelehrt worden, zu Ostern die hl. Sakramente zu empfangen. Vielleicht steht es auch so in den offiziellen Predigtbüchern. In Rußland nämlich darf kein Priester anders predigen, als wie es in diesen Büchern steht. Deshalb ist auf jeder Kanzel ein Pult angebracht. Darauf legt der Prediger das offizielle Buch und liest die Predigt herunter. Handelt ein Priester anders oder ändert er beim Vorlesen etwas, läuft er Gefahr, nach Sibirien verbannt zu werden. Auch der Geistliche in Malcoci bei Tulcea scheint seine Predigten gelesen zu haben, so daß die Leute es für eine Art Wunder hielten, als ich ihnen ohne Buch predigte. Und als ich ihnen zur Zeit des Jubiläums ein Triduum mit mehreren Predigten hielt, kamen sie gar nicht aus dem Staunen heraus. Und kamen dann Leute aus Bessarabien zu den unsrigen auf Besuch, so blieben sie gewöhnlich einige Zeit da, um einige Predigten zu hören. Da wäre es also kinderleicht, bei den Gläubigen von nah und fern „berühmt“ zu werden.

Als die Leute nach Taschaül und dann nach Karámurat kamen, hatten sie längere Zeit keinen Geistlichen. Dennoch hielten sie Gottesdienst nach ihrer Weise. Die hl. Sakramente empfangen sie zur Osterzeit entweder in einer Pfarrei bei Tulcea oder dann in Krasna. Jene, welche es machen konnten, besuchten den Sonntagsgottesdienst entweder in Küstendje oder in jener Pfarrei bei Tulcea. Die Daheimgebliebenen versammelten sich zur festgesetzten Stunde in einem Hause. Ein älterer Mann, der ziemlich geläufig lesen konnte, las den Anwesenden aus einem Erbauungsbuche vor, dann beteten und sangen sie miteinander, wie wenn sie einer heiligen Messe beiwohnten. Am Nachmittag sangen sie die lateinische Vesper. Auch die Kinder wurden in der christl. Lehre unterrichtet, so daß sie den Katechismus ordentlich auswendig wußten. So ersetzten sie, wie die Japaner nach den Christenverfolgungen, durch häusliche Andacht, was ihnen wegen Mangel eines Geistlichen abging.

Als dann ein eigener Geistlicher in Karámurat war, nahm die ganze Gemeinde am Gottesdienste teil, auch die Frauen mit den Säuglingen. In dieser Beziehung waren die deutschen Frauen ganz ungeniert, obwohl sie die Sittsamkeit als schönste Zierde des Frauengeschlechtes ansahen und bewahrten. Überhaupt gab es in katholisch Karámurat keine Skandale, obgleich die Rumänen ganz anders geartet waren.

Im Jahre 1882 kamen deutsche Katholiken aus Bessarabien auch nach Guliléa, etwa sechs Wegstunden nordöstlich von Karámurat. Sie gründeten dort auch ein Dorf. Diese aber waren etwas freierer Auffassung. Ich machte ihnen das Anerbieten, daß ich alle Sonn- und Feiertage bei ihnen Gottesdienst halten wolle, wenn sie für Fahrgelegenheit sorgten. Sie zeigten wenig Bedürfnis darnach. Nie kam ein Fuhrwerk, obwohl jede Familie Pferde und ein Wägelchen hatte. Zweimal ließ ich mich von Karámuratern

hinführen und las dort die hl. Messe (Bination). Dagegen hatten sie dort ein uneheliches Kind. Zuweilen kamen zwei, drei Wagen voll Männer nach Karámurat zum Gottesdienste. Auch spendete ich dort die hl. Sterbsakramente und nahm die Beerdigungen vor. Für Fahrgelegenheiten sorgten die Karámurater. Wäre ich noch weiter Pfarrer von Karámarat geblieben, so hätte ich in Guliléa ein Gottesdienstlokal errichtet, auch wenn ich zuerst alles selber hätte bestreiten müssen. Jetzt haben sie dort auch Pfarrer und Kirche, soviel ich glaube.

Auch in Medschedje gab es einige Katholiken. Diese liessen niemals etwas von sich hören, außer einer französischen, vornehmen Familie. Sie kam Sonntags fleißig in den Gottesdienst, und die Dame empfing dann regelmäßig die hl. Sakramente.

18. Gebräuche

In der Gemeinde herrschten lobwürdige Gebräuche. Die Wachsamkeit über die Kinder war eine musterhafte. Am Werktag waren dieselben durch Verrichtung der ihrem Alter zukommenden Arbeiten vor Torheiten geschützt. An Sonn- und Feiertagen waren alle nach Alter und Geschlecht von einander gesondert und machten dort ihre Spiele. Die Knaben waren auf der einen Seite des Dorfes, die Mädchen auf der anderen Seite. Die Jünglinge von 15 — 20 Jahren machten ihre Spiele unmittelbar vor den Augen der versammelten Männer, die zusammensaßen, miteinander rauchten und über Geschäfte und Tagespolitik sich besprachen. Etwas weiter entfernt, aber ganz im Angesichte der Männer war der Spielplatz der Knaben bis zum 15. Jahr. Auf der anderen Seite des Dorfes saßen die Frauen mit ihren Säuglingen zusammen. Vor ihnen machten die größeren Töchter ihre Spiele, weiter unten, immer den Augen der Frauen sichtbar, war der Spielplatz der kleineren Mädchen. An diesen Tagen gab es also keine Gelegenheiten zu verbotenen Zusammenkünften oder Bekanntschaften. Am Abend blieben alle zu Hause.

Die Burschen von 18 — 20 Jahren bildeten an kirchlichen Festen eine Art Schützengarde. An diesen Tagen waren alle gleich gekleidet. Schwarze Hosen und breite Kappe und ein grauer Rock waren die Montur. Mit vielem Schneid zogen sie auf und gaben vor Beginn des Gottesdienstes, beim Evangelium, bei der Wandlung und beim Segen die üblichen Gewehrsalven ab. Sie wohnten vor der Kirche dem Gottesdienste bei und beteten andächtig. Durch das offene, niedere Fenster konnten sie der ganzen hl. Handlung folgen und auch die Predigt anhören.

Diese Burschen bildeten auch eine Art Gemeinnützige Gesellschaft. War ein kinderloser Familienvater krank, so daß er sein Land nicht bebauen konnte, so zogen diese Burschen, nachdem sie ihr eigenes Land umgepflügt und angesäet hatten, in corpore aus und pflanzten auch das Land des

Kranken an. Sie waren es, die für den Kranken auch die Frucht und Heuernte besorgten.

War ein Bursche zwanzig Jahre alt, so mußte er nach alter Überlieferung zur Heirat schreiten. Der Vater eröffnete ihm: „Jetzt bist du zwanzig Jahre alt und mußt einen eigenen Hausstand gründen.“ Wenn der Bursche ein Mädchen wußte, von dem er annehmen konnte, daß es für ihn passe und ihn wolle, so zogen Vater und Sohn hin und es fand die Verlobung statt. Wußte der Heiratskandidat kein Mädchen im Dorfe zu finden, so zogen sie nach Krasna in Bessarabien und holten eines. Weitere Bekanntschaften gab es nicht; in vierzehn Tagen war die Hochzeit. In Karámurat gab es nur wenig Unverheiratete im heiratsfähigen Alter: zwei Witwer und zwei Witwen. Die Hochzeit wurde feierlich geschlossen. Die ganze Gemeinde wurde eingeladen. Am Hochzeitstage Gewehrschüsse, feierlicher Einzug, voraus ein Geiger und ein Mann mit dem Tamburin, nachher Festmahl und allgemeiner Tanz. Da ich am Hochzeitsgelage nicht teilnahm, brachte mir der Bräutigam ein gesottenes, mit Reis und Rosinen ausgestopftes Huhn und eine Flasche Likör nebst einigen Kuchen. — Frühgeburten gab es bei diesem Verfahren nicht. Respekt vor diesen Leuten!

Die Ausstattung von Seite der Eltern war folgende: ein Bett, Tisch, Truhe, Sessel für die Wohnung; zwei Pferde, Pflug und Egge für die Landwirtschaft und finanzielle und persönliche Hilfe zur Erbauung eines eigenen Hauses. Schon in den nächsten Tagen sah man, daß am Ende einer Häuserreihe ein Brunnen gegraben wurde. Dort wurde das Haus des neuen Ehepaares gebaut, schön in Reih und Glied mit den anderen Häusern.

Der deutsche kathol. Teil des Dorfes war musterhaft angelegt. Eine gerade Mauer zog sich auf beiden Seiten der sehr breiten Straße durchs ganze Dorf. Alle Häuser waren einstöckig und sahen einander gleich. Sie waren sehr exakt eingestellt. Von der Mauer aus konnte man an den sehr langen Straßen jeden Passanten des Dorfes sehen. Eines Tages kam der Präfekt des Bezirkes Constanza mit seinem Gefolge nach Karámurat. Er versammelte die Gemeindebewohner, Tataren, Rumänen und Deutsche. Er lobte die Deutschen ob ihres Ordnungssinnes vor den Rumänen und Tataren. Dann befahl er, daß künftig im Bezirke von Constanza nur mehr nach dem Muster der Deutschen von Karámurat gebaut werden dürfe. Die Deutschen hatten die musterhafte Anlage von Dörfern in Bessarabien gelernt und daran festgehalten.

Im Winter war nicht viel Arbeit vorhanden. Die Männer gingen dann oft auf die Jagd. Am Abend saßen sie zusammen. In die Mitte des Zimmers stellten sie ein Gefäß mit frischem Trinkwasser. Die Männer saßen an den Wänden auf dem Boden bei gekreuzten Beinen. Es wurden Ge-

schäfte besprochen, die Weltneuigkeiten verhandelt; nicht selten wurden aber auch Personen und Familien in wenig liebevoller Weise hergenommen. Da fand ich am besten, die Männer an den Winterabenden zu mir einzuladen. Ich las ihnen erbauende Geschichten vor. Daran knüpfte sich eine kurze Diskussion. Dann gingen die Männer heim ins Bett. Das Vor-gelesene wurde dann auch jenen erzählt, die nicht anwesend waren. So wurde alles Gemeingut. In diesen Abendstunden konnte ich sehr viele Vorurteile, auch abergläubische Meinungen und Gebräuche heben. Ich glaube, auf diese Weise mehr zustande gebracht zu haben als durch Predigt und Christenlehre. Denn bei dieser Gelegenheit konnte jeder seine Einwendungen machen, die dann widerlegt wurden. Diese Leute hatten manchmal so verdrehte Ansichten, wie man es sich hier nicht vorstellen kann. Die Meisten konnten eben nicht lesen und waren ganz aufs Hören angewiesen. Was sie hörten, galt bei ihnen als Wahrheit und wurde wieder weitererzählt.

Die Karámurater waren aus Rußland ausgezogen, weil sie nach Auflösung der Verfassung auch zur Leistung der Militärpflicht angehalten worden wären. Deshalb zogen sie in die Dobrudscha, wo unter der Türkenregierung für Christen keine Militärpflicht bestand. Als nach dem türkisch-russischen Krieg durch den Vertrag von Santo Stefano die östliche Dobrudscha unter Rumänien kam, wurde ihnen in den ersten drei Jahren Freiheit gelassen. Im Jahre 1882 aber wurde beschlossen, daß auch die Bewohner der Dobrudscha militärpflichtig seien. Nun dachten die meisten wieder ans Auswandern und bearbeiteten die anderen in diesem Sinne. In den winterlichen Abendversammlungen zeigte ich ihnen nun, daß sie der Militärpflicht auch in anderen Ländern nicht entgehen können. Ich wies hin auf die Armut, in die sie sich durch beständiges Auswandern stürzen, auf die Vorteile, die sie in Rumänien genießen. Auch zeigte ich ihnen, wie es nur billig und recht sei, daß jene, die sich ein Vaterland erwählen und von demselben leben, sich auch für dasselbe wehren. Auch von der Schweiz redete ich. Mein Vaterland sei ein freies Land, das keinen König hat, wo das Volk selber seine Regierung wählt. Und doch haben wir dort die Militärpflicht, und zwar nicht nur wie hier in Rumänien, wo nur der eine oder andere ausgehoben wird; nein, dort ist jeder Bürger auch Soldat. Das Volk hat sich dieses Gesetz selber gegeben, denn jeder ist davon überzeugt, daß man für sein Vaterland Gut und Blut einsetzen muß. — Meine Belehrungen wirkten; die Aufwiegler verstummten und die Leute blieben in Rumänien.

In allen Dingen hängen sie am „guten Alten“. Als der Apost. Delegat, Vincenzo Vanutelli, den Fleischgenuß einmal des Tages an den meisten Tagen der Fastenzeit erlaubte, hielten sie ihn für nicht mehr recht katholisch. Die ganze Fastenzeit wurde von der größten Mehrzahl trotz des

Indultes streng gehalten. Das erste Fleisch wurde an Ostern gegessen. — Am Pfingstdienstag wollten die Leute absolut Feiertag haben. Ich erklärte ihnen, es stehe nicht in meiner Macht, Feiertage wieder einzusetzen. Aber Eines wollen wir: wir halten ein Amt, und nach dem Amt veranstalten wir eine gemeinsame Treibjagd gegen die Wölfe, welche euch alle Füllen gefressen. Das leuchtete allen ein. Der Erfolg war die Eroberung eines ganzen Nestes junger Wölfe. Die alten Tiere konnten entfliehen.

Die Karámurater hatten auch den Vorteil, daß sie russisch und türkisch verstanden und redeten. Wenn ich einen Handel mit einem Rußen oder Türken abschliessen mußte, so leisteten sie mir gute Dienste.

Aber auch Schattenseiten hatten die guten Leute. Sie waren sehr mißtrauisch gegen jene, die sie nicht gut kannten. Der eine oder andere guckte auch zu gern in die Schnapsflasche. Außerdem waren sie vielfach abergläubisch und blieben es trotz aller Belehrung.

19. Mein Entschluß in eine andere Mission zu gehen

Als P. Basilio da Barco Pfarrer von Constanza geworden war, ging ich oft nach der Stadt, einerseits um meine Confessio zu verrichten, anderseits um uns zu unterreden. Wir sprachen da von der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Mission von Trapezunt. Kein rosiges Bild! Jedenfalls eine der unfruchtbarsten, traurigsten Missionen. Eines Tages sagte ich dem P. Basilio: „Der Präfekt hat mir gesagt, daß er mich nach der Trennung der Mission zum Pfarrer in Trapezunt machen werde. Wie steht es nun eigentlich mit der Pfarrei von Trapezunt? Kann man da etwas arbeiten? Wird mich der Präfekt nach deutscher Methode arbeiten lassen? Aus den unverdienten Bemerkungen, die er gelegentlich der apost. Visitation über die Gottesdienststörung machte, muß ich fürchten, daß ich dort etwa zum Messeleser degradiert werde. Wenn ich das erleben müßte, so würde ich verlangen, in eine andere Mission übertreten zu dürfen. Denn ich habe meine Arbeiten in der Schweiz nicht deshalb verlassen, um müßig in einem Nest der Türkei zu hocken. Das könnte ich nicht verantworten, vor dem Herrgott und den Menschen nicht.“ Darauf antwortete P. Basilio: „Als Freund und Mitbruder sage ich Ihnen: Gehen Sie unter keinen Umständen nach Trebisonda. Was Sie fürchten, wird eintreten. Der Präfekt wird das, was zu machen ist, selber tun und Sie können ihm zuschauen. Es ist kein Leben für einen arbeitsamen Mann. Es ist zu erwarten, daß die Übergabe der hiesigen Mission an die Diözese von Bukarest bald stattfindet. Suchen Sie sich also einen richtigen Posten. Im Vertrauen will ich Ihnen mitteilen, daß auch ich in eine andere Mission gehen werde.“ Ich zog heim und dachte nach, was da zu machen wäre. Da kam mir der Gedanke, an den Bischof Robert Menini zu schreiben,

damit ich bei Aufgabe unserer Missionsposten ans Collegium in Philippopoli käme. Der Gedanke kam zur Ausführung.

Ich wartete auf eine Antwort; Woche um Woche verging, ohne daß ich eine solche erhielt. Unterdessen kam mir der Gedanke, an den M. R. P. Provinzial, P. Anastasius Faßbind, den Sachverhalt zu berichten, damit auch er wisse, wo ich nach Aufgabe dieses Missionsgebietes hinkommen werde. Anfangs Dezember erhielt ich am nämlichen Tage zwei Briefe zugleich. Der erste Brief war von Bischof Roberto Menini, worin derselbe sehr diplomatisch berichtete, er sei sehr froh, wenn ich zu ihm komme. Er möchte aber die Präfektur von Trapezunt meiner nicht berauben. Ich solle also, wenn ich nicht nach Trapezunt gehen wolle, getrost zu ihm kommen, er nehme mich mit Freuden auf. Auf keine Weise, unter keinen Umständen solle ich in die Provinz zurückkehren. Die notwendigen Schritte werde er in Rom schon tun, um mich zu bekommen. — Dieser Brief hat mich sehr frappiert. Vorerst kam die Antwort erst nach so langer Zeit. Sodann merkte ich, daß der Diplomat dem Präfekten von Trapezunt und dem Generalprokurator P. Innocenzo d'Apyro geschrieben hatte, um es mit niemanden zu verderben und meine Wenigkeit doch für das Orientalische Institut zu gewinnen. Ganz unverständlich kam mir die Stelle vor: „Unter keinen Umständen kehren Sie in die Provinz zurück.“ Dieser letztere Satz verletzte mich in der Seele, denn ich hatte niemals daran gedacht, in die Provinz zurückzukehren. Dessenungeachtet beschloß ich, dem Bischof für seine Einladung zu danken und dieselbe anzunehmen.

Da brachte mir ein Karámurater, der in Constanza gewesen war, einen anderen Brief, den des P. Provinzial Anastasius. Derselbe begann: „Ich kann nicht begreifen, wie das Gewissen Ihnen erlaubt, in eine andere Mission zu gehen, wenn Ihre Station in andere Hände übergeht.“ Dann folgte eine Darstellung der Not an Leuten in unserer Provinz und die Bitte — beinahe in der Form des kategorischen Imperativs — in die Provinz zurückzukehren. Am Schlusse hieß es: „Ihr geistlicher Vater ist gleicher Ansicht.“ Unter der Unterschrift des M. R. P. Provinzial standen die Worte: „Damit vollständig einverstanden. Ihr geistl. Vater fr. Cosmas.“* Dieser unerwartete Brief brachte mich in tiefe Erregung. Ich fragte mich: Hat P. Provinzial nach Rom geschrieben und mich zurückverlangt? Hat Bischof Menini Kenntnis davon, da er von der Rückkehr in die Provinz redet? Wie ist das in so kurzer Zeit möglich? Und doch kann ich mir die Worte nicht anders erklären: „Unter keinen Umständen kehren Sie in die Provinz zurück!“ Ich hatte richtig gedacht, wie ich dann erst später erfuhr. Denn vor dem P. Provinzial

* P. Cosmas Wicki O. M. Cap., später apostol. Missionär in Bulgarien und Hofkaplan des Zaren Ferdinand in Sofia.

lag zur selben Zeit der Befehl des Rev. mus P. General, die Provinz müsse der Tessiner-Provinz aufhelfen. Das benützte P. Provinzial, um mich zurückzuverlangen.

Nun was tun? Ich gehe zum guten P. Basilio, der soll mir raten.

20. Was tun?

Mit dem festen Entschluß, in die Mission von Bulgarien zu gehen, begab ich mich zu P. Basilio, um auch seinen Rat einzuholen, denn als alter Missionär kannte er die Lage besser als ich. Als ich ihm die beiden Briefe übersetzt hatte, fragte er mich lächelnd: „Was werden Sie nun tun?“ Ich antwortete entschieden: „Ich gehe zu Bischof Menini.“ Da sprach aber P. Basilio: „Nein! Als guter Freund sage ich Ihnen: Folgen Sie Ihrem Provinzial. In Philippopoli werden Sie auch nicht viel mehr Arbeit finden als in Trebisonda. Gehen Sie in die Provinz zurück; hier im Orient kann man es mit Leuten machen, die weniger arbeitsfähig sind als Sie. Besinnen Sie sich nicht und tun Sie den Willen Ihres Provinzials.“

Auf dem Heimwege hatte ich einen harten Kampf zu kämpfen. Es schwebte mir der Wille des M. R. P. Provinzials vor Augen mit dem Wunsch des geistl. Vaters. Auf der anderen Seite die Aussicht auf wenig Arbeit. Dann kamen mir die Erinnerungen aus der Vergangenheit: der wachsende Entschluß zum Missionsleben, die kurze Zeit, die ich in den Missionen zugebracht, die Schwierigkeiten, die ich durchgemacht, der Mangel an jeder Unterstützung von Seiten der Apost. Präfektur; die ganz ausnahmslose Behandlung, die ich als Nichtitaliener durchzumachen hatte; die Tatsache, daß ich bisher nur auf Rechnung der Provinz gelebt hatte und das Reisegeld und selbst den Habit selber zahlen mußte; kurz, die wenigen Freuden mit all' der Bitterkeit, die ich in Kauf nehmen mußte; dann wieder die Zukunft, das Leben unter Bulgaren, nachdem ich meine Karámurater verlassen müßte: alles das stürmte kunterbunt durch meinen Kopf. Als ich ruhiger geworden war, stand es klar vor meinen Augen: „Pater Basilius hat Recht; am allerbesten ist es, dem dringenden Wunsche des P. Provinzials zu folgen“. Ich schrieb an Mgr. Menini, dankte ihm für seine Bereitwilligkeit, mich in seine Mission aufnehmen zu wollen, bemerkte ihm aber, daß ich trotz seiner Mahnung in die Provinz zurückkehren werde, sofern P. Provinzial auf seiner Forderung bestehe. Darauf schrieb ich dem M. R. P. Provinzial: „Ich bin bereit, Ihrem und des geistl. Vaters Wunsch und Willen zu folgen. Wenn der Zeitpunkt der Übergabe unserer Mission an das Bistum von Bukarest gekommen sein wird, so werde ich versuchen, die Erlaubnis zur Rückkehr zu erlangen. Ich bin in keiner Weise gebunden, eine bestimmte Zeit auszuhalten; das hat man mir in Rom ausdrücklich erklärt. Dennoch weiß ich aus Erfahrung, daß die Missionäre nur unter vielen Schwierigkeiten eine Obedienz für die

Provinz erhalten. Da die Verhandlungen zwischen der Regierung und der Propaganda noch einige Zeit in Anspruch nehmen, so ist noch Zeit genug, die geeigneten Schritte zu tun. Ich kann nur bemerken, daß ich dem Präfekten von Trapezunt gar nichts, der Provinz aber alles zu verdanken habe.“ Nun konnte ich mit Musse die kommenden Ereignisse abwarten. Aber es kam anders, als ich gedacht hatte. Das Sprichwort sagt: „Wer A sagt, muß auch B sagen.“ So war es auch da. Dem M. R. P. Provinzial pressierte es mehr als mir. Kaum war derselbe im Besitze meiner Zusage, so schrieb er mir: „Ich danke Ihnen für Ihre bereitwillige Zusage. Sie haben gar keine Schritte zur Rückkehr zu tun; ich werde die Sache in Rom schon besorgen. Wenn Sie Reisegeld nötig haben, so schreiben Sie mir.“ Ich war im guten Glauben, man werde mich bis zum Abschluß der Verhandlungen und zur Übergabe der Mission in meiner Pfarrei lassen.

21. Heim!

Es kam die Weihnachtszeit. Da erhielt ich direkt von Rom einen Brief des Missionsprokurators, der mir ankündete, daß ich auf Verwenden des M. R. P. Provinzials in meine Heimat zurückkehren dürfe. Darin war die Bemerkung, ich hätte mich direkt an den Prokurator wenden sollen, wenn ich doch in die Provinz zurückkehren wolle; es hätte des Provinzials nicht bedurft. Beigeschlossen war die Obedienz. Aus der Bemerkung des Rev. mus P. Innocenzo d'Aspyro konnte ich entnehmen, daß er meinte, es sei mir die Mission verleidet und ich hätte mich hinter meinen Provinzial versteckt. Der Schein war auch gegen mich. In Wahrheit aber hatte P. Provinzial den Schritt ohne mein Wissen unternommen. Der ganze Zweck meines ersten Briefes war, den P. Provinzial darauf aufmerksam zu machen, daß ich mit der Zeit in die Mission von Bulgarien überzutreten gedenke. Das geziemte sich doch gewiß von einem Untergebenen, der von der Provinz unterstützt wurde. Der zweite Brief, worin ich dem P. Provinzial die gelegentliche Rückkehr zusagte, war erst erfolgt, nachdem der Provinzobere bereits Schritte beim Rev. mus P. General getan hatte. Nun war die Obedienz unvermutet da. Was nun tun? Dieselbe benützen? oder sie durch Zuwarten ungültig machen?

Hin nach Constanza zum guten P. Basilio! Ich teilte ihm die Sachlage und meine Verlegenheit mit. Er konnte nicht begreifen, daß ich Bedenken trug, die Obedienz sofort zu benützen. Er forderte mich auf, ohne Säumen in die Provinz zurückzukehren, da ich sonst nachher in der Präfektur von Trebisonda hängen bleibe. Er versprach mir, die interimistische Sorge für Karámurat auf sich zu nehmen. Er werde mir bald folgen, da die Verhandlungen bei der Propaganda sich doch nicht in die Länge ziehen können. So entschloß ich mich denn endlich schweren Herzens, einzu-

packen und mich in die Provinz zurückzubehalten. Am Neujahr 1883 hielt ich die Abschiedspredigt, zog dann nach Constanza und fuhr mit dem nächsten Schiff nach Varna. Von da ging es per Eisenbahn über Rustschuck, Bukarest, Orsova, Budapest, Wien, München nach Luzern, wo ich Mitte Januar glücklich anlangte.

22, *Schlußbemerkungen*

So endete meine kurze Mission. Hätte mir der Apost. Präfekt nichts von der Abtretung der Mission von Karámurat gesagt, so hätte ich ahnungslos noch einige Monate ausgehalten und wäre in Trebisonda als Müßiggänger hängen geblieben. So aber kam ich ohne eigenes Verschulden einige Monate zu früh heim.

P. Basilio ging, wie er mir gesagt hatte, nicht mehr nach Trapezunt. Er wollte zuerst nach langem Missionsleben in die Provinz zurückkehren. Im September 1883 besuchte er mich in Stans. Da er bald sah, daß das Leben im Kloster für einen alten Missionär nicht mehr passe, so begab er sich in die Mission von Syrien, wo er als Missionär von Mersina in Kleinasien starb. — P. Giuseppe da San Remo, der ebenfalls nicht nach Trebisonda zurückkehren wollte, verließ bei der Teilung der Mission ebenfalls die Mission von Trapezunt und wurde dann Guardian im Studienkloster zu Smyrna, wo er starb.

Wenn ich gefragt werde: „Haben Sie keine Sehnsucht nach Karámurat?“ so muß ich antworten: „Ich habe Karámurat nie vergessen. Ich würde jeden Augenblick dorthin zurückkehren und alle Mühen und Entbehrungen auf mich nehmen und gerne dort sterben. Ich hätte Karámurat nie verlassen, wenn die Mission dem Orden verblieben wäre.“

In der Mission von Trapezunt — und wahrscheinlich auch in den übrigen Missionen, die uns unterstellt sind — herrschte damals große Unordnung. Erst unter General Bernard Christen wurde Ordnung geschafft. Vieles wäre zu sagen, was besser ungeschrieben bleibt. Eines möchte ich noch bemerken: Wenn unsere Provinz nicht eine eigene Mission übernehmen kann, so möge man sich hüten, in die Missionen zu gehen! Briefe von P. Cosmas sagen das Gleiche. Invidia! Invidia! weil wir mehr arbeiten und darum mehr Erfolg haben als andere Nationen.

Während ich diese Zeilen schrieb, wurde bei Karámurat eine Schlacht geliefert, in der nach Zeitungsberichten ein rumänischer und ein russischer Korpskommandant mit 800 Mann durch die bulgarisch-deutschen Truppen gefangen wurde. Das schöne Dorf wird wohl zum Teil zerstört sein.

Nachtrag des Herausgebers

Die Befürchtung des besorgten Verfassers hat sich glücklicherweise nicht erfüllt. Über den heutigen Zustand Karámurats berichtet Erzbischof Raymund Netzhammer von Bukarest in einem Feuilleton „Auf Firmreise durch die Dobrudscha“

im „Vaterland“, Luzern, 9. Sept. 1920, Nr. 214, unter dem Untertitel „Im schönsten Dorfe“ folgendes: „Heute war ich auf dem Wege nach Karámurat, das in nordwestlicher Richtung 25 Kilometer von Constanza entfernt liegt und das wohl als das schönste Dorf der Dobrudscha gelten kann. Dessen deutschen Teil besteht aus drei breiten Straßen, an denen die großen Bauernhöfe mit Wohnhaus, Brunnen und Garten, mit Stallungen und Schuppen, mit Tenne und Tennenhof liegen. Aus der Mitte des in einen Akazienwald gehüllten Dorfes ragt die Kirche mit einem schlanken Turme empor, in dem klangvolle Glocken hängen, auf dem sogar eine Turmuhr die Stunden schlägt, was sonst auf keinem Dorfe der Dobrudscha der Fall sein dürfte. Der Empfang des Erzbischofs, dem schon eine Schar junger Burschen entgegengeritten war, gestaltete sich einfach großartig. Beim großen Heiland am Dorfeingang ist das ganze Volk in Prozessionsordnung aufgestellt. Der Pfarrer hält eine Begrüßungsansprache, ein weißgekleidetes Mädchen trägt ein Gedicht vor, andere reichen Blumen und vier weitere Mädchen halten einen breiten Kranz, in den der Bischof steigen muß und in dem er unter dem Baldachin zur Kirche geleitet wird. Es werden Fahnen und Statuen getragen, man geht unter Ehrenpforten durch, die Glocken läuten, Mädchen streuen Blumen, der Chor singt, das Volk betet laut den Rosenkranz und vor jedem Hause steht ein Bursche, der seine Flinte abfeuert. Der Gottesdienst in der hübsch geschmückten Kirche entfaltet sich in feierlicher, streng liturgischer Weise und vom Orgelchor herunter wird eine ernste lateinische Messe gesungen. Ich hatte gefürchtet, daß namentlich die Kinder durch Krieg und Hunger stark gelitten haben werden, aber die 215 Firmlinge sahen zu meiner größten Freude so munter und so rotbackig aus wie in der besten Friedenszeit. Nachmittags vor der feierlichen Maiandacht war in der Pfarrschule das Religionsexamen. Beim Gang durch das Dorf besuchte ich einige alte Bekannte und abends 7 Uhr treten wir die Rückfahrt nach Constanza an.

Nicht ungenügend hätte ich auf dem Gemeindegebiet von Karámurat einige Nachforschungen gemacht, denn hier war im Altertum der Ort Clementianum, was wir von einem in Karámurat gefundenen Inschriftsteine wissen. Obgleich noch im Jahre 195 n. Chr. von Älius Älianus, dem Dorfvorsteher von Clementianum, ein heidnischer Votivaltar aufgestellt wurde, ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß schon in konstantinischer Zeit wie in andern Orten Skythiens auch hier Christen gelebt haben.“

